

Dreimal dem Tod entronnen

Wie der Zweite Weltkrieg am seinem letzten Tag nach Gottleuba kam

Ein Bericht von Wolfgang Ehrhardt Heinold

8. Mai 1945. Wir hatten die Nacht wenig geschlafen, aus Angst vor der Roten Armee, die im Anmarsch war. Noch zogen Flüchtlingszüge und letzte Einheiten der Großdeutschen Wehrmacht durch den Ort. Von der Höhenstraße Berggießhübel – Hellendorf drang Motorengeräusch zu uns ins Tal. Offensichtlich setzten sich dort deutsche Truppen mit ihren Fahrzeugen in Richtung Prag ab.

Frau P. mit ihrem etwa dreijährigen Sohn, in Dresden ausgebombt, teilte mit uns die Dreizimmer-Wohnung. Wir, das waren meine Tante Änne, seit Jahrzehnten in Gottleuba ansässig, meine Mutter, meine kleine Schwester und ich. Wir hatten am 14. Februar nach dem dritten verheerenden Angriff auf Dresden unsere unbewohnbare Behausung verlassen müssen und hier Unterkunft gefunden. Tante Ännes Wohnung lag in einem Haus gegenüber den Leinbrockwerken an der jetzigen Pirnaer Straße, unweit vom Bahnhof.

Der Zugverkehr von Pirna her war eingestellt. Niemand wusste, ob es überhaupt noch eine Front gab und wie nahe die sowjetischen Truppen schon an Gottleuba herangerückt waren. Am frühen Morgen kam das Gerücht auf, Wehrmachtseinheiten hätten südlich der Stadt an der Straße zur Bähmühle Geschütze aufgestellt, deren Rohre auf den Ort gerichtet seien. Uns schien das unglaublich, denn die Kapitulation der Wehrmacht war nach dem, was wir den Rundfunkberichten entnehmen konnten, bereits im Gange.

Ein weiteres Gerücht kam auf. Bei einem Händler an der Bürgermeister-Hackebeil-Straße würden Kartoffeln verteilt. Die junge Frau P. nahm ihr Kind unter den Arm und lief los, um Kartoffeln zu ergattern und irgendwo frische Milch aufzutreiben. Ich entschloss mich, sie zu begleiten und ihr tragen zu helfen. Bei dieser Gelegenheit wollte ich erkunden, was es mit den Geschützen der Wehrmacht am Ortsausgang auf sich habe.

Wir kamen bis zum Marktplatz. Dort standen Wehrmachtlastwagen, aus denen Brot und Konserven an die Bevölkerung verteilt wurden, wahllos, ohne dass man Lebensmittelkarten verlangte. Ich stellte mich an, Frau P. eilte die wenigen Schritte zum Kartoffelkauf in die Bürgermeister-Hackebeil-Straße. Das Städtchen war überfüllt, ratlose, ängstliche Einwohner und Flüchtlinge liefen ziellos hin und her, auch Soldaten ohne jede militärische Ordnung.

Wir hörten sie, ehe wir sie sahen: sowjetische Doppeldecker vom Typ Po-2, wegen ihres ratternden Geräusches „Nähmaschinen“ genannt. Schon war einer über unseren Köpfen und schoß aus allen Rohren. Schutzsuchend rannte ich zwischen Hilligs Gasthof und der alten Schule in Richtung des Flüsschens Gottleuba. Ich duckte mich hinter das Mäuerchen, das bis heute als Sockel für den Zaun zu Hilligs Grundstück dient. Der Doppeldecker flog so niedrig, dass ich den Piloten über mir an seinem Steuer sitzen sah. Ringsum schlugen Geschosse aus seinem Maschinengewehr ein.

Neben mir hockten zwei Soldaten ebenfalls hinter der Mauer. Sie trugen Stahlhelme und waren zwei Jahre älter als ich, also 16 bis 17. Ich weiß das

genau, denn sie wurden beim nächsten Anflug der "Nähmaschinen" getroffen, als ich schon zum Schuppen des Händlers weitergestürzt war. Man begrub sie am Straßenrand auf der anderen Seite. Dort standen die Holzkreuze mit Angabe der Namen und des Alters mit den darüber gestülpten Stahlhelmen noch viele Monate. Sobald ich im Sommer aus Dresden nach Gottleuba kam, um für meine Tante Holz zu hacken oder Pilze zu suchen, zog es mich an diese Gräber: Warum hatte ich entkommen können, warum hatte es diese beiden fast gleichaltrigen Soldaten getroffen und nicht mich?

Der Doppeldecker drehte ab und ich wagte mich hinter meiner Deckung hervor. Ich vermutete, dass Frau P. mit dem kleinen Jungen noch in dem Kohlenschuppen war, wo die Kartoffeln ausgegeben wurden. So war es; auf einem Kohlenhaufen liegend, hatten sie den Angriff überstanden. Ich warf mich neben sie, als das Rattern der zweiten Angriffswelle näher kam. Sobald es sich entfernte, nahm ich den kleinen Jungen und die Kartoffeltasche der Frau P. auf und rannte, sie zur Eile drängend, die Hackebeilstraße hinunter in Richtung von Tante Ännes Wohnung. Wir erreichten sie keuchend und flüchteten mit letzter Kraft in den Keller. Die dritte Welle war über der Stadt.

Maschinengewehrgeschosse durchbohrten das Dach des Kohlen- und Kartoffelschuppens. Genau dort schlugen sie ein, wo Frau P., der kleine Junge und ich auf den Kohlen gelegen hatten. Ich sah das an einem der nächsten Tage, als ich mich in die inzwischen von der Roten Armee besetzte Stadt traute.

Ich sah noch mehr: Auf der Straße, auf der wir nach Hause gerannt waren, saß Bombentrichter an Bombentrichter. Hier hatten die Doppeldecker der dritten Welle kleine Sprengbomben abgeworfen und dabei genau auf die Straße gezielt. Dem Tod war ich dabei zum dritten Mal entkommen. Frau P., ihr kleiner Junge und ich hatten wenige Minuten vor dem Bombenreihenwurf den heimischen Keller erreicht.

Weitere Gerüchte schwirrten umher. Im Tannenbusch, in den sich viele Menschen geflüchtet hatten, habe es über 50 Tote gegeben, darunter auch die Schwiegertochter des Bürgermeisters, der gern in SS-Uniform auftrat. In der „Türmelvilla“ am Hang habe ein Spion gesessen und den Sowjettruppen signalisiert, dass sich ein deutscher Stab in Gottleuba eingenistet habe, das doch mit großen roten Kreuzen auf den Gebäuden der Heilstätte auch von oben deutlich als Lazarettstädtchen gekennzeichnet war. In der Tat stieß ich in den nächsten Tagen auf einem Erkundungsgang im Speisesaal des menschenleeren Badhotels auf ausgebreitete Landkarten, herumstehende Aktentaschen, Uniformmützen und sonstige Anzeichen dafür, dass ein Stab überstürzt aufgebrochen war.

In der Nacht senkte sich Ruhe über den Ort, aber auf den Höhen nach Markersbach zu entzündete sich ein Feuerwerk. Die Wälder lagen voll Wehrmachtsmunition, und die abziehenden Truppen begannen, sie in die Luft zu jagen. Es knallte die ganze Nacht, Leuchtspurmunition stieg rot, gelb, grün in den Himmel.

Noch immer waren die sowjetischen Truppen nicht eingetroffen. Das letzte, was wir von der einst so glorreichen Wehrmacht sahen, waren ein Leutnant zu Pferde und sein Bursche zu Fuß. Zwischen Pirna und Gottleuba gebe es keine deutschen Truppen mehr, berichteten sie. Nach ihnen käme niemand mehr. Sie baten um

Nachtquartier. Ich brachte sie mit Hilfe des Prokuristen der Leinbrockwerke in einem Holzschuppen unter und besorgte belegte Brote und Tee. Am Morgen waren sie verschwunden.

Bald kamen sowjetische Truppen das Tal herauf. Ängstlich verkrochen wir uns ins Haus. Dann trieb mich die Neugier ins Freie. Ein Soldat kam auf mich zu: „Gitler kaputt, woyna kaputt!“ und schenkte mir ein Fahrrad, das er irgendwo mitgenommen hatte und das ihm jetzt im Wege war. Der nächste nahm es mir wieder weg. Ein anderer holte sich zum Tränken seines Pferdes einen Eimer aus unserer Küche und hängte ihn an seinen Panjewagen, mit dem er weiter in Richtung Böhmen kutscherte. Eine neue Zeit mit neuen Gesetzen begann.

.